

Dan Lungu
Wie man eine Frau vergisst

Dan Lungu

Wie man eine Frau vergisst

Roman

Aus dem Rumänischen
von Jan Cornelius

Residenz Verlag

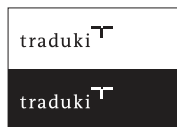
Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

© 2010 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI,
ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für
europäische und internationale Angelegenheiten
der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der
Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kul-
turstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria,
das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagen-
tur JAK und die S. Fischer Stiftung angehören.



Umschlaggestaltung: Ramona Scheiblauer
Umschlagbild: © Image Source/Corbis
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at
unter Verwendung der Schrift Kingfisher
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

ISBN 978-3-7017-1543-5

Das Licht war trüb, und der ganze Wohnblock roch nach Bratkartoffeln. Der Geruch steckte im Putz der Wände und umhüllte einen bereits beim Betreten des Gebäudes mit einer olfaktorischen Aura wie ein schäbiger Morgenmantel. Ich wohnte mit Marga schon seit anderthalb Jahren dort, und in dieser Zeit hatte sich nur selten ein anderer Geruch durchgesetzt. Lediglich Margas feiner Nase widerfuhr dann und wann auch die Wahrnehmung des Miefs, den die mit Medikamenten vollgestopften Rentner verströmten. Auch hatte sie die besondere Gabe, den Gestank der Einmachgläser zu wittern, die die Nachbarn immer wieder müden Schrittes über den unendlichen Flur zum Aufzug schleppten.

Ich hatte einen Bärenhunger. Der schwere, ranzige Bratkartoffelgeruch erschien mir plötzlich besonders einladend, und der verkommene Wohnblock verwandelte sich im Handumdrehen wie in einem Märchen, zwar nicht in ein Knusperhäuschen aus Lebkuchen, doch immerhin in eine mehrlagige, knusprige Portion Bratkartoffeln.

Hektisch drückte ich die Türklinke nieder. Mein gereizter Magen probte den Aufstand, sodass ich keine Zeit mehr hatte, nach dem Schlüssel zu suchen. Verzweifelt schlug ich gegen die Tür, mit Händen und Füßen. Ich rief, ich sei es. Ich, Andi. Schließlich begann ich doch noch in meinem

Rucksack nach dem Schlüsselbund zu wühlen zwischen Kugelschreibern, Papieren und allerlei Krimskrams und schwor dabei in Gedanken, mich an dem weiblichen Geschöpf jenseits der Tür dafür zu rächen. Der Hunger ließ mir keine Zeit, Einzelheiten auszuklügeln, eines aber war klar: Es sollte eine grausame Rache werden, irgend so ein asiatisches Ding. Was ganz Böses!

Als ich die Wohnung betrat, brüllte ich: »Hände hoch! Gibt's etwas zu futtern in diesem Haus?« Drinnen war es dunkel wie in einem Sarg, der alles umhüllende Geruch von pflanzlicher Kosmetik warf mich fast um. Der Fernseher war nicht an, also wurde mir sofort klar, dass Marga nicht zu Hause war. Ich machte Licht. Das Bett war leer, und die karierte Decke, bei der ein Zipfel viel tiefer hing als der andere, grinste mich schief an. Ich konnte mir nicht vorstellen, wo sie sein mochte, doch ich wollte es im Augenblick auch nicht wissen. Ich war einfach blind vor Hunger! Ich wollte nur etwas in mich hineinstopfen, egal was. Ich stürzte in die Küche, zum Kühlschrank, und warf alles, was ich darin zu fassen bekam, auf den Tisch: zwei Zwiebeln, ein Stück Käse und ein Glas Maulbeermarmelade. Eier gab's keine mehr. Die sind auch total ungesund am Abend, tröstete ich mich. Ich begann im Stehen zu essen.

Was wir als Küche bezeichneten, war eigentlich nicht mehr als ein etwas geräumigerer Abstellraum, und Hinsetzen war ein verrenkungsträchtiges Abenteuer. Ich schlang die ersten Bissen hinunter, dann ging ich zurück ins Wohnzimmer, um den Fernseher einzuschalten. Da erst entdeckte ich den Zettel auf dem Tisch. Es war eigentlich gar kein Zettel, sondern ein relativ großes Stück starke, gelblich poröse Pappe. Sie lag gut sichtbar auf dem Tisch, wie ein Reservierungsschild in einem noblen Restaurant.

Ich las: »Lieber Andi, ich bin weg. Ich bitte dich, mir zu verzeihen! Irgendwann wirst du es sicher verstehen. Marga.« Die Handschrift war akkurat, die Buchstaben sahen aus, als hätte sie eine Schülerin gemalt, die eben erst schreiben gelernt hatte. Ich sah Margas Schrift zum ersten Mal, wir hatten uns bisher immer nur E-Mails geschrieben.

»Das ist wohl ein blöder Witz!«, brummte ich und dachte dabei an einen Vorfall, der schon etwas zurücklag. Noch keine sechs Monate war es her, dass sie mir einen Streich gespielt hatte. Sie hatte mir damals die Nachricht hinterlassen, sie sei zu ihrer Mutter nach Piatra gefahren und ich solle, solange ich allein sei, bitte keine Dummheiten machen. Es war ein knapper Text, ein Computerausdruck, woraus ich schloss, dass sie die ganze Farce im Büro ausgeheckt haben musste. Höchstwahrscheinlich mit der selbstlosen Hilfe der unschuldigen Kollegen, die kaum erwarten konnten, sie danach bemitleiden zu dürfen. Ich hatte damals ein paar Bier getrunken und schlief praktisch schon im Stehen, sodass ich bloß einen flüchtigen Blick auf die besagte Nachricht warf und des Rätsels Lösung kurzerhand auf den nächsten Tag verschob. Ich fiel also wie ein Stein ins Bett und schlief im Nu ein.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, spürte ich Margas warmen Körper an meinem Rücken. Sie war ziemlich schlecht drauf, denn sie hatte einige Stunden im Schrank verbracht, um mich von dort aus unbehelligt zu beobachten. Sie wollte herausfinden, ob tatsächlich die Mäuse auf dem Tisch tanzten, wenn die Katze aus dem Haus war. Schließlich hatten sie jedoch mein Schnarchen sowie die höchst unbequeme Position, die sie einnehmen musste, dazu gezwungen, den Schrank zu verlassen. Alle Glieder taten ihr weh, und ihre Laune hatte den absoluten Tief-

punkt erreicht. Nicht nur hatte ich ihrer Intuition ein Schnippchen geschlagen und keine scharfe Blondine ins Ehebett gelockt, ich hatte noch nicht einmal einen kompromittierenden Anruf getätigt. Auch sie hatte ich nicht angerufen, um zu hören, wie weit ihr Zug sei und wie es ihr denn so gehe. So viel Gleichgültigkeit meinerseits habe sie wirklich nicht erwartet.

Nun ja, das Lustige an der ganzen Geschichte, und darüber lachten wir beide bereits nach ein paar Tagen, war Folgendes: Hätte ich sie wirklich angerufen, dann hätte ihr Handy im Schrank geklingelt, denn sie hatte vergessen, es auszuschalten.

Während ich nun weiteraß, machte ich mich auf die Suche. Ich begann meine Wohnung nach allen Regeln der Kunst zu durchkämmen, was allerdings nicht sonderlich viel Zeit in Anspruch nahm. Als Erstes gehorchte ich meinem Reflex und widmete mich dem Schrank, aber vergebens. Zwei aufgeschreckte Motten ließen die Erinnerung an einen kurzen Streit, den ich ein paar Tage zuvor mit Marga ausgetragen hatte, aufflackern. Danach suchte ich hinter den Mänteln und Jacken, die an dem Kleiderständer im Flur hingen, ich kroch halb unter das Bett und wirbelte dabei ordentlich Staub auf, ich ging abermals zum Schrank und tastete sogar den Hut ab, danach warf ich einen flüchtigen Blick in den Backofen. Nichts. Ich schaute mich im Badezimmer um und schüttelte kräftig das lange Handtuch mit lila Blümchenmuster. Ich kehrte zurück ins Wohnzimmer und klappte den Koffer auf. Ich öffnete die Schiebetüren der Bibliothek. Ein merkwürdiger Suchwahn hatte ganz und gar Besitz von mir ergriffen. Ich verspürte einerseits Angst – was, wenn es sich diesmal nicht um einen Streich handelte? –, andererseits Freude am neuentdeckten Ver-

steckspiel. Ich war hin und her gerissen zwischen der Verbissenheit eines Rätsellösers und der Faszination eines Sherlock Holmes. Schließlich kroch ich auf allen Vieren, um die Suchperspektive zu ändern. Die Nüstern gebläht, um jede verdächtige Duftnote zu wittern, die Ohren gespitzt, um die Wellenlänge ihres Atems aufzuspüren ...

Ich war felsenfest davon überzeugt, dass sich Marga irgendwo in der Wohnung befand und mich erfolgreich hinters Licht geführt hatte. Ich verschwendete keinen Gedanken daran, dass sie woanders sein könnte. So fuhr ich mit meiner Suche fort. Unsinnigerweise zog ich die wenigen Bücher einzeln aus meinem Bücherregal. Voller Misstrauen nahm ich selbst die Blumenvase, das Nähkästchen und die Tennisschlägerhüllen unter die Lupe. Den Kaffeekocher und den Schöpflöffel. Den Höhepunkt der Absurdität erreichte ich, als ich eifrig in meinen Hosentaschen zu wühlen begann. Ich warf alle Dinge, die sich darin fanden, auf den Tisch und begann sie in heilloser Verwirrung zu sortieren. Irgendwo musste sie doch schließlich stecken, oder?

Was mich schließlich zur Besinnung brachte, war das Päckchen Zigaretten. Ich zündete mir eine Zigarette an und machte das Fenster weit auf. Die ersten Züge kaute ich fast. Die frische Luft und das Rattern der Straßenbahnen ließen mich wieder klar denken. Einen Augenblick lang stellte ich mir vor, es gäbe hier irgendwo eine versteckte Kamera und man hätte mich insgeheim gefilmt, während ich mich wie ein Schwachkopf verhalten hatte. Und plötzlich musste ich lachen, als ich mir das Bild vor Augen hielt, wie ich gerade noch auf allen Vieren herumkriechend nach Marga gesucht hatte. Ich lachte lauthals und vertrieb damit meine Panik. Ich muss einen Dachschaten gehabt haben, sage ich mir heute, wenn ich auf meine damalige Fröhlich-

keit zurückblicke. Wenn ich sie zu fassen kriege, breche ich ihr alle Knochen, amüsierte ich mich. Ihre süßen Knochen. Ihre Knöchlein, die sich delikate wie platzende Mineralwasserbläschen anhören, wenn sie sich morgens im Bett dehnen und strecken. Ihre bezaubernden Knöchlein. Ich rauchte und kicherte. Es ging mir eine Menge Blödsinn durch den Kopf. Nur an eins wollte ich keinen Augenblick lang denken: dass sie nicht mehr da war.

»Hau doch endlich ab, du bist ja ein richtiges Schwein!«

»Was hast du denn jetzt schon wieder, dich reitet wohl wieder der Teufel, was?«

Er und sie. Die über uns wohnten. Das Schwein und die blöde Kuh.

»Ich habe dich schon so oft gebeten, dich nicht wie ein Schwein zu benehmen!«

»Du bist wohl total bescheuert, was soll das denn schon wieder?«

»Da, schau mal! Was ist das denn?«

»Ach, lass mich in Ruhe! Ich werde doch nicht extra dafür aus dem Bett aufstehen!«

»Dann werde ich dir jetzt mal ganz genau sagen, was das hier ist: Das sind Haare. Und du weißt genau, wie mich das ankotzt!«

»Du kommst bei der Arbeit nicht klar, dann kreuzt du frustriert hier auf und lässt alles an mir aus! Was soll das?!«

»Es geht hier nicht um Frust, es kotzt mich einfach an. Du weißt genau, dass mich Haare im Spülbecken krank machen!«

»Ach ja, pardon! Madame ist ja hochempfindlich ...«

»Es ekelt mich einfach nur an, und damit basta!«

»Basta Pasta!«

»Ach, was sind wir heute doch witzig!«

»Das Hörspiel in der oberen Etage ist wieder voll im Gange!«, hätte Marga jetzt bestimmt gesagt. Das Spektakel, das ich gerade mitbekam, tat mir eigentlich ganz gut, muss ich zugeben. Ich schloss das Fenster, damit ich auch ja jedes Wörtchen mitkriegte, dann legte ich mich aufs Bett, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. So hatte ich es bisher immer mit Marga zusammen gemacht. Wir lauschten gespannt dem Krach und lachten uns dabei halb tot. Wir beteiligten uns sogar mit leiser Stimme an dieser irren Auseinandersetzung. Wir gaben Kommentare ab. Wenn die Stimmen nur undeutlich bis zu uns drangen, versuchten wir das, was wir nicht verstanden, zu rekonstruieren. Manchmal gerieten wir uns dabei sogar in die Haare. Und bisweilen war uns das Ganze ein Anlass, die Wangen aneinanderzuschmiegen und dicht nebeneinander zu atmen. Uns gegenseitig zu beschnuppern und zu betasten, uns im Rhythmus der Schimpfwörter und des hin und her fliegenden Unflats leidenschaftlich zu umarmen.